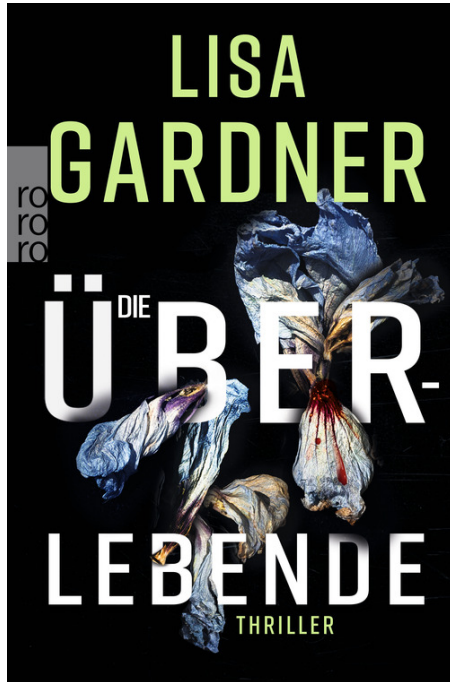


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29093-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Lisa Gardner gehört zu den erfolgreichsten amerikanischen Thrillerautoren der Gegenwart: Jeder ihrer Romane schaffte es in die Top Ten, die Rechte wurden in 30 Länder lizenziert, bisher verkauften sich insgesamt über 22 Millionen Exemplare.

Die Autorin lebt mit ihrer Familie und zwei Hunden in New Hampshire.

«Eine Ausnahmeautorin!»

Karin Slaughter

«Lisa Gardner zeigt sich mit ›Die Überlebende‹ auf der Höhe ihrer Kunst.»

Jackie Cooper, Huffington Post

Die Schmerzen waren das Schlimmste. Allein im Dunkeln. Ich heulte. Ich verfluchte Gott. Ich flehte, dass jemand, irgendjemand, kam, um mich zu retten. Aber das war nur anfangs so.

Langsam, zuerst nur zaghaft, doch dann mit zunehmender Entschlossenheit, fasste ich einen Plan.

So oder so, ich würde mich befreien. Ich würde alles tun, um zu überleben.

Und dann ...

Kehrte ich heim.

LISA GARDNER

DIE ÜBERLEBENDE

THRILLER

Aus dem Englischen von Michael Windgassen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel «Find Her» bei Dutton/Penguin Random House LLC, New York.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, August 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Find Her» Copyright © 2016 by Lisa Gardner, Inc.
Redaktion Katharina Rottenbacher
Umschlaggestaltung Cornelia Niere, München
Umschlagabbildung mauritius images /
Trigger Image / Bernardo Bonnefon
Satz aus der Minion Pro PostScript bei
hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 29093 0

Inhalt

- 1. Kapitel
- 1. Kapitel**
- 2. Kapitel**
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel
- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel
- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel
- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel

32. Kapitel
33. Kapitel
34. Kapitel
35. Kapitel
36. Kapitel
37. Kapitel
38. Kapitel
39. Kapitel
40. Kapitel
41. Kapitel
42. Kapitel
43. Kapitel
44. Kapitel
45. Kapitel
46. Kapitel
47. Kapitel
48. Kapitel
49. Kapitel
50. Kapitel
Danksagung

1. Kapitel

Was ich nicht wusste:

Wenn du in einer dunklen Holzkiste aufwachst, sagst du dir, unmöglich, das kann nicht sein. Natürlich stemmst du dich von unten gegen den Deckel. Klar, was sonst? Du schlägst mit den Fäusten an die Wände, trommelst mit den Hacken gegen das Fußende. Du stößt dir den Kopf, immer und immer wieder, obwohl es weh tut. Und du schreist. Du schreist und schreist und schreist. Rotz läuft dir aus der Nase. Tränen schießen dir in die Augen. Bis du dich an den eigenen Schreien verschluckst. Dann hörst du ganz seltsame, traurige, erbärmliche Geräusche, ahnst, was es mit der Kiste auf sich hat, dass du darin eingeschlossen bist, und dir wird plötzlich klar: Du bist es, die diese Geräusche macht.

Kiefernkisten bestehen nicht nur aus glatten Oberflächen. Es können zum Beispiel Luftlöcher mit rauem Rand darin vorkommen. Steckt man den Finger in ein solches Loch und stochert verzweifelt darin herum auf der Suche nach ... was auch immer, fängt man sich womöglich einen Splitter ein. Den versuchst du dann mit den Zähnen aus dem Fleisch zu ziehen. Dann saugst du an dem verletzten Finger, leckst das Blut von der Kuppe und japst wieder wie ein Welp vor dich hin.

Du bist allein in der Kiste. Es ist furchtbar. Überwältigend. Entsetzlich. Mit am schlimmsten ist, dass du nicht weißt, was du noch alles zu fürchten hast.

Du lernst die Kiste immer besser kennen, dieses Zuhause fern von daheim. Du rutschst mit den Schultern hin und her, um die Breite zu ermitteln. Mit den Händen tastest du die Länge ab. Du ziehst die Beine an und stellst fest, dass der Spielraum für die Knie fehlt. Du hast auch nicht genug Platz, um dich herumzudrehen. Die Kiste ist genauso groß wie du, wie für dich gemacht, dein ganz persönlicher Kie-

fernsarg, in dem du dir Steiß, Schulterblätter und Hinterkopf wund scheuerst.

Ein Gutes: Zeitungspapier ist auf dem Boden ausgelegt. Es fällt einem anfangs nicht auf, und wenn es auffällt, weiß man zuerst nicht, wozu es ausgelegt wurde. Bis sich zum ersten Mal die Blase entleert. Dann liegt man tagelang im eigenen Dreck. Wie ein Tier, denkst du.

Dein Mund trocknet aus, die Lippen platzen auf. Du ramms deine Finger in diese Luftlöcher und reißt dir die Haut an den rauen Rändern auf, nur um etwas zu schmecken, zu saugen und zu schlucken zu haben. Du lernst ganz neue Seiten an dir kennen. Völlige Hilflosigkeit. Deinen Uringestank. Das Salz deines Blutes.

Trotzdem hast du immer noch keine Ahnung.

Wenn du schließlich Schritte hörst, kannst du es kaum glauben. Du sagst dir: Du delirierst. Du träumst. Du bist ein nichtsnutziger Rest aus menschlicher Haut. Ein dummes, dummes Mädchen, das sich besser in Acht genommen hätte und selbst schuld daran ist, dass es jetzt in dieser Lage ist. Trotzdem ist draußen, auf der anderen Seite der Holzwand, nur wenige Zentimeter vom Ohr entfernt, ein metallisches Klicken zu hören ...

Vielleicht fängst du wieder zu schreien an. Das heißt, du würdest vielleicht schreien, wenn du noch ein bisschen Spucke im Mund hättest.

Wenn du ihn siehst, den Mann, der dir dies antut, bist du erleichtert. Ja, geradezu glücklich. Du starrst auf seine dicken Backen, die Knopfaugen, den geöffneten Mund und die gelben Zähne und denkst, Gott sei Dank. Gott sei Dank, Gott sei Dank.

Er hilft dir aus der Kiste, ja, er hebt dich heraus, weil es deine Beine nicht mehr schaffen, deine Muskeln sind schlaff, und dein Kopf baumelt herab. Darüber musst du kichern. Was du nie für möglich gehalten hättest: Er baumelt tatsächlich. Köpfe können baumeln. Dein Kopf baumelt.

Herrje, was für ein Gestank! Knoblauch und Schweiß und dreckige Wäsche und fettige Haare. Bist du das? Stinkt er so? Du musst würgen. Was ihn zum Lachen bringt. Er hebt eine Wasserflasche in die Höhe und erklärt dir langsam und deutlich, was du tun musst, wenn du dir einen Schluck daraus verdienen willst. Er ist fett. Alt. Widerwärtig. Abstoßend. Der Zottelbart, die schmierigen Haare, die Ketchup-Flecken auf seinem billigen karierten Hemd.

Du bist doch eigentlich viel zu gut für ihn. Jung, frisch, wunderschön. Ein Mädchen, das sich auf einer Verbindungsparty aussuchen kann, wen es will. Du kannst dich gut bewegen. Oder konntest es zumindest.

Du rufst nach deiner Mutter. Du liegst als erbärmliches Häufchen vor seinen Füßen und bettelst ihn an, dich gehen zu lassen. Dann, schlussendlich, ultimativ und unter Aufbietung deiner letzten Kräfte, ziehst du dich aus. Du lässt ihn tun, was er ohnehin tun wird. Du schreist, aber aus deiner trockenen Kehle kommt kein Laut. Du erbrichst dich, aber dein Magen ist leer.

Du überlebst.

Und später, wenn er dir endlich die Wasserflasche gibt beziehungsweise über deinem Kopf ausschüttet, hebst du schamlos die Hände, um möglichst viele Tropfen aufzufangen. Du leckst sie vom Handteller. Saugst sie aus deinen fettigen, verklebten Haaren. Du wartest darauf, dass er abgelenkt ist, und machst dich dann über den Ketchup-Fleck auf seinem abgelegten Hemd her.

Zurück zur Kiste. Der Kiste schlechthin. Und hinein.

Der Deckel fällt zu. Die Verriegelung klickt. Der widerwärtige Mann entfernt sich. Lässt dich wieder allein zurück. Nackt. Geschunden. Blutend. Belastet mit Dingen, die du nie wissen wolltest.

«Mommy», flüsterst du.

Aber dieses Monster ist real. Und es gibt nichts, was Mom tun könnte, um dich zu retten.

Was ich sehr wohl weiß:

In einer Kiste, die die Ausmaße eines Sarges hat, gibt es nicht viel zu tun. Im Grunde gibt es nur eins, das man sich vorstellt und um das die Gedanken Minute um Minute, Stunde um schreckliche Stunde kreisen. Einen Brennpunkt, aus dem du Kraft schöpfen kannst. Du findest ihn, schießt dich darauf ein. Dann, wenn du mir auch nur ein bisschen ähnlich bist, lässt du nie mehr davon ab.

Rache.

Aber sei lieber vorsichtig in deinen Wünschen, besonders dann, wenn du ein dummes Mädchen bist, gefangen in einer Kiste mit den Ausmaßen eines Sarges.

2. Kapitel

Ihr erster Drink war ein Granatapfel-Martini. Natürlich für einen viel zu hohen Preis. Bostoner Bars waren teuer, und Granatapfel-Martinis waren besonders angesagt. Aber es war Freitagnacht. Wieder eine Woche überlebt, und einen fruchtigen, wenn auch überteuerten Cocktail hatte sie sich weiß Gott verdient.

Außerdem war sie in Stimmung, den obersten Knopf ihrer weißen, enganliegenden Bluse zu öffnen und ein paar Clips aus ihrem schulterlangen blonden Haar zu lösen. Sie war siebenundzwanzig, fit und hatte einen Po, der auffiel. Für den ersten Drink hatte sie zahlen müssen, aber wie es der Zufall wollte, wurde ihr der zweite ausgegeben.

Sie nippte daran. Eiskalt. Süß. Scharf. Sie wärmte den Tropfen auf der Zunge und ließ ihn dann durch die Kehle gleiten. Er war jeden Penny seiner vierzehn Dollar wert.

Für einen Moment schloss sie die Augen. Die Bar verschwand. Der klebrige Boden, das pulsierende Licht, die schrillen Klänge der Vorgruppe, die sich noch einspielte.

Sie war in einer Blase aus Ruhe. An einem Ort, der allein ihr gehörte.

Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie ihn vor sich.

Er spendierte ihr einen zweiten Drink. Dann einen dritten, bot ihr sogar einen vierten an. Aber zu dem Zeitpunkt mischte sich der Gin bereits mit den Discolichtern auf eine Art, die keinen angenehmen Morgen danach versprach. Außerdem war sie nicht dumm. Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher drängte ihr Martinis auf, hielt sich aber selbst an Bier.

Er sah ganz anständig aus, fand sie gegen Ende von Martini Nummer zwei. War muskulös, offenbar jemand, der im Fitnessstudio trainierte. Allerdings etwas langweilig, was

seine Kleidung anging: beige Stoffhose, blau gestreiftes Hemd. Machte wohl auf Yuppie, doch dann sah sie, dass die Hose unten an den Rändern verschlissen und das Hemd verwaschen war. Als sie ihn fragte, wovon er lebe, grinste er – oh, ich mache dies und das – und zwinkerte charmant. Aber seine Augen blieben ausdruckslos, sogar sehr, und sie verspürte einen ersten Anflug von Unwohlsein.

Er erholte sich schnell. Ließ Martini Nummer drei kommen. Trug keine Armbanduhr, wie ihr auffiel, als er dem Barkeeper mit einem Zwanzigdollarschein winkte, was eher bescheiden wirkte, weil andere Gäste Hunderter zückten. Einen Ehering hatte er auch nicht. Ungebunden. Gut gebaut. Vielleicht hielt die Nacht noch etwas für sie bereit.

Sie lächelte, spürte aber selbst, dass sie nicht besonders glücklich dabei aussah. Irgendein Schatten ging über ihr Gesicht, diese Leere wieder, die Erkenntnis, dass all diese Stunden, Tage, Wochen später – dass sie sich immer noch allein fühlte. Immer allein fühlen würde. Selbst in einem überfüllten Raum.

Nur gut, dass er sich in diesem Augenblick nicht zu ihr umdrehte.

Er hatte es endlich geschafft, den Barkeeper auf sich aufmerksam zu machen – weißes Hemd, schwarze Krawatte und mit genau der Art von Brustmuskeln ausgestattet, die für ordentliche Trinkgelder sorgen –, und bestellte ihr einen weiteren Drink.

Einen vierten Martini konnte sie jetzt durchaus vertragen. Warum auch nicht? Er sorgte dafür, dass sie das eine oder andere über sich erzählte, augenzwinkernd und mit einem Grinsen, das zum Glanz ihrer Augen passte. Und als sein Blick an ihrer Bluse hängenblieb, genau da, wo sie vorhin fast einen weiteren Knopf geöffnet hätte, rührte sie sich nicht von der Stelle. Sie ließ ihn auf den sich als pinkfarbenen Schimmer andeutenden BH aus heißer Spitze starren. Sie ließ ihn ihre Brüste bewundern.

Warum nicht? Freitagnacht. Wochenende. Sie hatte es verdient.

Gegen Mitternacht wollte er die Bar verlassen. Sie überredete ihn zu bleiben. Die Band war überraschend gut. Es gefiel ihr, wie die Musik ihr Blut in Wallung brachte und den Puls beschleunigte. Er tat sich schwer auf der Tanzfläche, aber das zählte nicht. Sie tanzte für zwei.

Sie hatte die Zipfel ihrer weißen Bluse jetzt nach Daisy-Duke-Art unter den Brüsten zusammengeknötet. Der tiefsitzende schwarze Jeansrock zeichnete jede Kurve ab, wenn sie mit den hohen Lederstiefeln den Rhythmus mitstampfte. Er hatte bald keine Lust mehr zu tanzen, wiegte sich nur noch leicht im Takt und schaute ihr umso aufmerksamer zu. Ihre Arme flogen in die Luft, hoben ihre Brüste an. Ihre Hüften kreisten, und der flache Bauch glänzte schweißnass.

Er hatte, wie ihr auffiel, braune Augen. Dunkel. Flach. Wachsam. Räuberisch, fand sie. Aber anstatt davor zurückzuschrecken, fühlte sie sich nunmehr, zu dieser Uhrzeit, von einem frischen Adrenalinschwall aufgeputscht. Auch der gutaussehende Barkeeper starrte sie jetzt an. Sie tanzte für beide. Nach dem vierten Martini hatte sie einen süß-violetten Geschmack im Mund, und die Glieder fühlten sich wie flüssiges Eis an.

Sie hätte die ganze Nacht durchtanzen können. Den Tanzboden, die Bar, die ganze Stadt im Sturm erobern.

Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher hatte aber offenbar anderes im Sinn. Ein Typ spendiert einem Mädchen keine überteuerten Drinks, nur um sie tanzen sehen zu dürfen.

Die Band packte ihre Instrumente ein. Dass die Musik ausblieb, versetzte ihr einen Stich. Kein treibender Bass mehr, der ihre Füße in Schwung brachte, der ihren Schmerz übertönte. Jetzt war nur noch sie da, Mister Kennen-wir-

uns-nicht-von-irgendwoher und das Versprechen auf einen mordsmäßigen Kater.

Er schlug vor, an die frische Luft zu gehen. Sie wollte lachen. Ihm sagen, dass er keine Ahnung habe.

Stattdessen folgte sie ihm nach draußen in eine enge und von Zigarettenstummeln übersäte Seitenstraße. Er fragte sie, ob sie rauchen wolle. Sie lehnte ab. Er nahm ihre Hand. Dann drängte er sie vor einen blauen Müllcontainer und befummelte sofort ihre Brüste.

Seine Augen waren nicht länger flach. Sie wirkten wie geschmolzen. Das Raubtier war sich seiner Beute sicher.

«Zu dir oder zu mir?», wollte er wissen.

Sie konnte nicht anders und lachte.

Was alles erst wirklich schlimm machte.

Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher wollte sich nicht auslachen lassen. Blitzschnell schlug er zu und traf sie mit der flachen Hand im Gesicht. Ihr Hinterkopf prallte gegen den Container. Sie hörte es krachen. Registrierte den Schmerz. Aber dank der vier Martinis fühlte sich das alles sehr fern an. Wie etwas, das jemand anderem widerfährt, für den der Abend dumm gelaufen ist.

«Willst du mich verarschen?», brüllte er, nur wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt und mit der Hand auf ihrer Brust.

Aus der Nähe roch sie seine Bierfahne und sah, dass seine Nase voller kleiner Äderchen war. Ein heimlicher Trinker. Hätte ihr früher auffallen sollen. Offenbar war er einer von denen, die sich aus Kostengründen schon vor dem Barbesuch volllaufen ließen. Es ging ihm also nicht um den Drink am Tresen, sondern darum, eine Frau abzuschleppen.

Mit anderen Worten, er war genau der Richtige für sie.

Sie hätte etwas sagen oder ihm mit dem Stiefelabsatz auf den Fuß treten sollen. Oder seinen kleinen Finger pa-

cken – nicht die ganze Hand, nur den kleinen Finger – und ausrenken.

Er würde schreien. Er würde von ihr ablassen.

Er würde ihr in die Augen schauen und einsehen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Große Städte wie Boston waren voll von seinesgleichen.

Aber auch voller junger Frauen wie sie.

Sie hatte keine Chance gegen ihn.

Er brüllte. Sie lächelte. Vielleicht lachte sie sogar immer noch. Trotz des brummenden Schädels und des Geschmacks von salzigem Blut auf der Zunge. Und plötzlich hörte Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher zu existieren auf.

Soeben noch da, war er jetzt verschwunden. Stattdessen sah sie sich plötzlich dem Barkeeper mit den erstaunlichen Muskeln gegenüber, der ziemlich besorgt dreinschaute.

«Alles okay?», fragte er. «Hat er Ihnen weh getan? Brauchen Sie Hilfe? Soll ich die Cops rufen?»

Er bot ihr seinen Arm an. Sie hakte sich unter und stieg über Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher hinweg, der, alle viere von sich gestreckt und mit offenem Mund, am Boden lag.

«Er hätte Sie nicht so überfallen dürfen», meinte der Barkeeper ungerührt und entfernte sich mit ihr von den Gaffern, die inzwischen zusammengelaufen waren. Er führte sie tiefer in die Schatten jenseits der blinkenden Lichter der Bar hinein.

«Alles okay. Ich kümmere mich um Sie.»

Sie spürte, dass er ihren Arm fester an sich drückte als nötig. Und nicht losließ.

Sie versuchte es mit guten Worten, obwohl ihr klar war, dass es nicht viel bringen würde. Hey, Fremder, nicht so hastig. Geht doch wohl auch langsamer, oder? Hey, Sie tun

mir weh. Aber es half nichts. Er hielt sie mit eisernem Griff am Oberarm gepackt und legte noch einen Schritt zu.

Er bewegte sich seltsam, hatte sie eng an sich gezogen, sodass sie aussahen wie ein Liebespaar, das in Eile war. Allerdings hielt er den Kopf gesenkt und zur Seite gewandt, offenbar in der Absicht, nicht erkannt zu werden.

Dann dämmerte es ihr. Seine Haltung, die Art, wie er ging. Sie hatte ihn schon einmal gesehen. Nicht sein Gesicht, aber die gekrümmten Schultern und der runde Nacken kamen ihr durchaus bekannt vor. Vor drei oder vier Monaten, im Hochsommer. In den Nachrichten war von einer Studentin die Rede gewesen, die abends ausgegangen und nicht nach Hause zurückgekehrt war. Wiederholt hatten die regionalen Sender eine von einer Sicherheitskamera aufgezeichnete Videoaufnahme ausgestrahlt, die die junge Frau in dem Moment zeigte, als sie von einer unbekannten Person männlichen Geschlechts weggezerrt worden war. Der Entführer hatte ebenfalls den Kopf zur Seite gedreht.

«Nein», hauchte sie.

Ihr Protest kümmerte ihn nicht. Sie waren an einer Kreuzung angelangt. Ohne zu zögern, zerrte er sie nach links, in eine dunkle, noch engere Gasse, in der es nach Urin, Müll und unaussprechlichen Abscheulichkeiten stank.

Sie war wieder vollkommen nüchtern und versuchte sich nach Kräften zu wehren, hatte aber mit ihren fünfzig Kilo gegen seine fünfundachtzig keine Chance. Er hatte seinen rechten Arm um ihre Taille geschlungen, presste sie an sich und eilte weiter.

«Stehen bleiben!», versuchte sie zu schreien.

Aber es kam kein Ton aus ihr heraus. Die Stimme blieb in der Kehle stecken. Sie bekam keine Luft mehr, und ihr Hals war wie zugeschnürt. Stattdessen war nur ein schwaches Wimmern zu hören, ein Laut, der ihr geradezu peinlich war,

von dem sie aber aus Erfahrung wusste, dass er tatsächlich von ihr stammen musste.

«Ich habe Familie», keuchte sie schließlich.

Er reagierte nicht. Nächste Kreuzung, eine weitere Richtungsänderung. Ungesehen und im Eilschritt passierten sie hohe Ziegelmauern. Sie hatte keine Ahnung, wo sie war.

«Bitte ... anhalten ...», brachte sie würgend hervor. Sein Klammergriff quetschte ihr die Rippen. Sie glaubte, sich erbrechen zu müssen, legte es sogar darauf an in der Hoffnung, dass er aus Ekel von ihr ablassen würde.

Aber so viel Glück hatte sie nicht. Sie stieß nur einen Schluck violetter Flüssigkeit auf und spuckte aus. Der Schwall landete zum größten Teil vor ihren Füßen. Nur ein paar Tropfen trafen seine Hose. Er verzog das Gesicht und sprang reflexartig zur Seite, hatte sich aber sofort wieder gefasst und zerrte sie am Ellbogen weiter.

«Mir ist schlecht», jammerte sie und geriet ins Stolpern, womit sie ihn ein wenig abbremste.

«Kein Wunder nach den vielen Drinks.» Er klang verärgert.

«Sie verstehen nicht. Sie wissen nicht, wer ich bin.»

Er blieb kurz stehen, um seinen Griff an ihrem Arm zu erneuern. «Hättest nicht allein ausgehen sollen.»

«Aber ich bin immer allein.»

Er verstand sie wohl nicht. Oder scherte sich nicht drum. Er starrte sie mit ausdrucksloser Miene an. Dann, urplötzlich, schnellte sein Arm nach vorn, und er schlug sie mit der Faust aufs Auge.

Ihr Kopf flog zurück.

Die Wange explodierte. Tränen schossen ihr in die Augen.

Es kam ein Gedanke, flüchtig, schwach. Vielleicht war er der Schlüssel für alle Geheimnisse der Welt. Aber dann war er auch gleich wieder verschwunden.

Und so wie Mister Kennen-wir-uns-nicht-von-irgendwoher vorhin hörte sie zu existieren auf.

Freitagnacht. Ende einer langen Woche. Sie hatte es nicht anders verdient.

Er transportierte sie. Ob zu Fuß oder mit dem Auto, wusste sie nicht. Als sie aus der Ohnmacht erwachte, war sie jedenfalls in irgendeinem dunklen, feuchten Versteck. Der Boden unter ihren bloßen Füßen fühlte sich kalt an. Wie Estrich. Uneben und voller Risse. Ein Kellerloch, dachte sie, oder vielleicht eine Garage.

Ein bisschen konnte sie sehen. Aus drei kleinen Fenstern hoch oben an einer der Wände fiel genügend Licht. Kein Tageslicht, sondern ein gelblicher Schein. Wie von einer Straßenlaterne.

Dank dieser spärlichen Beleuchtung erkannte sie mehrere Dinge gleichzeitig: Ihre Hände waren vor ihr mit Kabelbindern gefesselt; sie war vollkommen nackt; und sie war, fürs Erste jedenfalls, allein.

Ihr Puls beschleunigte sich. Der Kopf schmerzte, auf ihrem ganzen Körper prickelte Gänsehaut, und alles deutete darauf hin, dass der Zustand relativer Sicherheit, in dem sie sich befand, nicht lange andauern sollte. Von einem Typen, der sein Date ausknockte und splitternackt auszog, war zu erwarten, dass er sich nicht diskret zurückhielt. Aller Wahrscheinlichkeit nach bereitete er sich just in diesem Moment auf den festlicheren Teil des Abends vor. Summte womöglich vor sich hin. Überlegte, was er alles mit seinem neuen Spielzeug anstellen mochte. Bestimmt kam er sich wie das größte, mieseste Arschloch der Stadt vor.

Sie lächelte jetzt. Wusste aber, dass es wieder kein glücklicher Ausdruck war, der sich auf ihrem Gesicht zeigte.

Erstens: Bestandsaufnahme. Keller oder Garage bedeuteten Lagerraum. Vielleicht fand sie etwas, das ihr weiterhalf.

Er war so dumm gewesen, nicht auch ihre Füße zu fesseln. Nicht so erfahren, wie er glaubte. Nicht so clever wie erhofft. Aber man sah eben nur das, was man sehen wollte. Sie hatte sich von seiner muskulösen Brust beeindrucken lassen. Für ihn war sie zweifellos das willfähige Blondchen. Sie mussten sich beide noch auf einige Überraschungen gefasst machen.

Unmittelbar vor ihr stand eine schwere Werkbank. Sie hob die gefesselten Hände, strich mit den Fingern über die hölzerne Oberfläche und ertastete einen Schraubstock an der Ecke. Schnell suchte sie nach anderen Werkzeugen. Aber so dumm war er nun doch nicht, dass er ihr auch nur ein kleines Erfolgserlebnis gegönnt hätte.

Keinerlei scharfe Gegenstände, Zange, Hammer. Sie durchsuchte den ganzen Raum und stolperte über einen Blecheimer. Zum Glück reagierte sie schnell und konnte verhindern, dass er scheppernd über den Boden rollte. Schließlich wollte sie ihn nicht früher als nötig wissen lassen, dass sie wieder bei Sinnen war. Zwar noch wacklig auf den Beinen, aber schon wieder einigermaßen konzentriert, setzte sie ihren Rundgang fort.

In dem Eimer steckte eine gefüllte Mülltüte. Sie ließ beides einstweilen außer Acht und ging die beiden letzten Wände ab. Dabei stieß sie auf mehrere leere Gasflaschen und zwei Kunststoffkanister. Den Gerüchen nach enthielt der eine einen Rest Scheibenwischerflüssigkeit, der andere ein Frostschutzmittel. Sie befand sich also höchstwahrscheinlich in einer Garage, die wohl, wie in Boston üblich, abseits vom Wohnhaus stand, um den Eigentümer in seiner Privatsphäre nicht zu stören.

Der Frage, warum ein Mann wie der Barkeeper ungestört sein wollte, ging sie nicht weiter nach. Ebenso wenig

reichte ihre Neugier, um der Klebrigkeit in der äußersten Garagenecke auf den Grund zu gehen. Oder dem Geruch, den sie inzwischen kaum noch ignorieren konnte. Der zu dem Blutgeschmack auf ihrer Zunge passte.

Sie schüttelte den Kanister, in dem sie das Frostschutzmittel vermutete, und stellte ihn auf der Werkbank ab. Sein erster Fehler. Ihr erster Sieg.

Sie fand eine Schaufel, die an der Wand lehnte. Hoffnungsvoll hielt sie den Kabelbinder der gefesselten Hände an den Rand des Schaufelblatts und versuchte, ihn daran aufzuschneiden. Nach einer oder zwei Minuten war sie außer Atem, Schweißtropfen brannten im geschwollenen Auge. Aber der Festigkeit des Kabelbinders nach zu urteilen ... Nichts. Entweder war der Schaufelrand zu stumpf oder der Kunststoff zu fest. Sie versuchte es noch einmal, zwang sich aber bald, ihre Kräfte zu schonen.

Kabelbinder waren zäh. Handschellen wären ihr lieber gewesen. Aber immerhin hatte er ihr den Gefallen getan, die Hände vorn zu fesseln, wo sie ihr noch ein wenig nützlich sein konnten, und die Schlinge nicht so fest zuzuziehen, dass sie das Gefühl in den Fingern verloren hätte.

Und wie ihre Arme konnte sie auch die Füße bewegen.

Sie konnte aber auch absolut reglos verharren und die Leere auf sich wirken lassen. Die Düsternis. Die fast tröstliche Stille.

Allein in einem überfüllten Raum, dachte sie und ließ den Körper schwingen, im Takt einer Musik, die nur sie hörte.

Dann wurde sie wieder ernst. Der Abfall. Es wurde Zeit.

Mit bloßen Händen durchwühlte sie den dünnen Müllbeutel, aus dem ihr üble Gerüche entgegenschlugen. Verdorbene Lebensmittelreste, fauler Fisch, etwas noch Ekligeres. Sie hielt die Luft an, spürte Tränen in ihre Augen steigen und schluckte Galle. Aber sie konnte es sich jetzt nicht leisten, zimperlich zu sein, und tastete weiter im feuchten Wust herum, den sie spüren, aber nicht sehen konn-

te. Papiertaschentücher. Nasse Haufen von Gott weiß was. Verpackungsmaterial aus Imbissbuden. Ob er dort für sich selbst einkaufte oder Verpflegung für seine Geiseln besorgte, musste sie noch herausfinden. Auf halbem Weg durch den Beutel fand sie etwas, das einen etwas angenehmeren Geruch verströmte. Vertrocknete Blütenblätter. Matschige Stiele. Blumen. Ein weggeworfener Strauß. Machte er seinen Spielgefährtnen kleine Geschenke?

Wahrscheinlicher war, dachte sie, dass er damit ein ahnungsloses Opfer auf sich hatte aufmerksam machen wollen. Im nächsten Augenblick aber fiel ihr etwas ein: Wo es billige Blumensträuße gab ...

Mit schnellen Bewegungen kramte sie entschlossen im fauligen Gemenge. An saurem Chop Suey und klebriger Entensoße vorbei. Räumte leere Kaffeebecher und noch mehr glitschige Blumenreste beiseite. Kunststoff, sie suchte nach etwas, das sich wie ein dünnes Plastikpäckchen anfühlte. Klein, rechteckig, mit einer scharfen Kante ...

Bang.

Direkt hinter ihr war es plötzlich laut geworden. Das Geräusch einer Hand, eines Fußes, die mit einem metallenen Garagentor in Berührung kamen. Sie erstarrte. Nackt, wie sie war, zitternd. Die Arme bis zu den Ellbogen im Müll. Hörte wieder, dass er kam.

Denn er wollte, dass sie ihn kommen hörte. Er wollte, dass sie vor Angst zitterte, sich zu einem Ball zusammenrollte und das Schlimmste befürchtete. So einer war er.

Sie lächelte.

Und diesmal, da war sie sicher, zeigte sich auf ihrem Gesicht ein heiterer Ausdruck. In der rechten Hand hielt sie nämlich jetzt das dünne Päckchen Blumendünger, das den meisten Sträußen vom Floristen beigegeben wurde und wonach sie gesucht hatte.

Sie hatte ihn gewarnt. Dass er sie nicht kannte. Dass er sie nicht ernst genommen hatte, war sein erster und nunmehr sein letzter Fehler gewesen.

In ihrem Rücken ging langsam das Garagentor auf. Die Ausgleichsfedern dehnten sich unter den Hebelarmen.

Keine Zeit verlieren, hieß es jetzt. Nicht zaudern und es sich anders überlegen. Sie presste das Päckchen zwischen die Handflächen und griff nach dem Kanister mit dem Frostschutzmittelrest. Schnell lief sie über den aufgerissenen Estrichboden zur Wand unter den kleinen Lichtschächten, wo sie im Schatten stand.

Das Garagentor war zu einem Viertel geöffnet. Einem Drittel. Jetzt zur Hälfte.

Sie stellte den Kanister zwischen ihren Füßen ab und benutzte beide Hände, um den kindersicheren Schraubverschluss aufzudrehen. Der fiel klappernd zu Boden, doch das Quietschen des schweren Metalltors übertönte den Laut.

Es stand nun zwei Drittel weit offen. Drei Viertel. Weit genug für einen erwachsenen Mann, um aufrecht darunter hindurchzugehen.

Sie schob den Kanister zur Seite. Es kostete sie Überwindung, sich genügend Zeit zu lassen und das Päckchen zu schütteln, damit sich die darin enthaltenen Kristalle am unteren Ende versammelten. Nichts davon durfte verschwendet werden, wenn ihr Plan aufgehen sollte.

Er betrat die Garage.

Der Barkeeper mit der erstaunlich muskulösen Brust. Er hatte sein Hemd bereits ausgezogen. Das Mondlicht beschien seinen ausgesprochen schönen Körper.

Was sie plante, hätte Schuldgefühle in ihr auslösen müssen.

Aber sie empfand keine.

Sie trat in das schwache Licht, das durch die Fenster fiel. Nackt, wie sie war. An den Händen gefesselt.

Er grinste und hatte die Hand bereits am Bund seiner Jeans.

«Sie wissen nicht, wer ich bin», sagte sie klar und deutlich.

Er blieb stehen und beäugte sie rätselnd, als hätte sie ihm eine schwierige Rechenaufgabe gestellt.

Dann kam er näher.

Sie riss das Päckchen auf, sprang drei schnelle Schritte auf ihn zu und schleuderte ihm den Inhalt ins Gesicht.

Er wich zurück, hustete und blinzelte schreckhaft, vom Blumendünger in Augen, Nase und Mund getroffen.

«Was zum ...»

Sie schnappte sich den aufgeschraubten Kanister, schwenkte ihn dreimal im Kreis und ...

Einen Herzschlag lang blieb die Zeit stehen. Er betrachtete sie mit starrem Blick, und nun, endlich, sahen und erkannten sie einander. Nicht einen Barkeeper mit Waschbrettbauch. Nicht ein dummes Blondchen. Sondern ein dunkles Herz und eine verlorene Seele.

Sie spritzte ihm den Frostschutz ins Gesicht. Die Flüssigkeit reagierte mit dem Granulat aus Kaliumpermanganat, das auf der bloßen Haut klebte.

Wieder setzte die Zeit einen Herzschlag lang aus. Dann ...

Ein erstes Rauchfähnchen stieg auf. Aus seinen Haaren. Von seinen Wangen. Den Augenwimpern. Der Mann schlug die Hände vors Gesicht.

Grundlagenchemie übernahm das Diktat. Die Haut des Barkeepers ging in Flammen auf.

Er schrie. Er rannte los. Schlug sich wie von Sinnen vor den Kopf. In seiner Panik tat er alles, außer sich hinzuwerfen und am Boden zu wälzen.

Sie stand reglos da, sagte kein Wort und beobachtete ihn nur, bis er zu einem schwelenden, rauchenden Etwas in sich zusammensackte. Andere Laute drangen jetzt an ihr

Ohr. Rufe von Nachbarn, die wissen wollten, was da vor sich ging. Aus der Ferne tönten Sirenen. Offenbar war mindestens einer schlau genug gewesen, die 911 zu wählen.

Endlich setzte sich auch die junge Frau in Bewegung. Sie blickte auf den Leichnam ihres Kidnappers hinab, von dessen verkohlter Haut immer noch Rauch aufstieg.

Freitagnacht, dachte sie. Sie hatte nichts anderes verdient.

[...]